



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

ρ.: Pariser Briefe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Erzgebirges noch einmal mit dem letzten Noth. Auch die Schneelinien und Flächen, welche die höchsten Gipfel bezeichneten, gewannen einen Augenblick einen wärmeren Hauch. Selbst in das kalte bläuliche Weiß dieser Schneefelder stieg ein schüchternes Glühen. Näher hallte der gedämpfte Wirbel der Schützen. Dann starb auch dieser dahin, und statt seiner murmelten nun in nächster Nähe die katholischen Priester ihre monotonen lateinischen Gebete. Kein deutsches Wort, keine Rede am Grabe, wie sie seit Luther's Tagen an den Gräbern der „Keker“ gesprochen wird, gab von dem Erdenwallen des Todten den Umstehenden Kunde, spendete Trost den Trauernden. Dasselbe lateinische Wort senkt Jung und Alt, Mann und Weib zur ewigen Ruhe, der wir Alle zustreben. Dasselbe Wort das heutige Geschlecht wie ganze Geschlechterreihen vor uns. Dasselbe Wort hier und an allen Orten, wo die katholische Kirche ihre Kinder begräbt. Ist nicht auch das Bild und die Arbeit des Todes überall gleich, Sommers und Winters, bei Alt und Jung? Mit nichten. antwortet unser protestantischer Individualismus. Folgt nicht überall auf das letzte Noth der kalte düstere Schatten, der jetzt uns die Nacht verkündet? Aber jeder Tag, jedes Leben ist anders geartet. Kyrie eleison! sangen die Umstehenden. Wie viele unter ihnen verstanden, was sie sangen, und was vorher gebetet worden? Wie viele unter ihnen wissen, daß vor dem großen dreißigjährigen Krieg auch hier deutsch gebetet, nur Luther's Lehre geglaubt ward, fast soweit der böhmische Königsboden reichte? — Kyrie eleison! wiederholten die Sänger.

Pariser Briefe.

Paris, 3. Januar 1874.

„Le jour de l'an“ ist hierzulande eine Zauberformel, die für kleine und große Kinder von mächtigster Wirkung ist, noch weit mehr als unser deutscher Weihnachtsabend, mit welchem der französische Neujahrstag ja die Sitte des Geschenkemachens gemeinsam hat. Allein seit dem Kriege hat die traditionelle Fröhlichkeit niemals recht wiederkehren wollen; Paris besonders ist diesmal noch mehr, als im vorigen Jahre, hinter der Vergangenheit zurückgeblieben. Wie könnte es auch jemals unter der Republik jene glänzenden Tage wiedersehen, da die Vertreter der Mächte in den Tuilleries erschienen, um jene kaiserlichen Worte zu vernehmen, denen ganz Europa mit verhaltenem Athem entgegenlauschte? Am wenigsten sicherlich unter einer Republik, die Paris decapitalisirt und ihre großen Staatsactionen in die versteinerte Königsstadt

verlegt hat. Selbstverständlich fiel es keinem Pariser ein, die Fahrt nach Versailles dranzuwenden, um dort Zeuge des wiederhergestellten „Prestige“ seines Vaterlandes zu sein. Und doch war für dies Prestige heuer ungleich reichlicher Sorge getragen, als unter dem bürgerlichen Regime des Hrn. Thiers. Mac Mahon hatte sich bei dem Empfange mit dem ganzen militärischen Pomp des Kaiserreichs umgeben, und der Präsident der Nationalversammlung, Hr. Buffet, gestattete sich bei der Auffahrt einen Luxus der Eskorte, wie man ihn nur an der Kaiserin Eugenie gekannt hatte. Im Uebrigen entsprach der Verlauf der Ceremonie, unter dem Gesichtspunkte der europäischen Politik betrachtet, dem geringen Einfluß, welchen Frankreich auf den Gang der letzteren heutzutage ausübt.

Mac Mahon und seine Minister sind klug genug, um zu begreifen, daß ein Versuch, dies thatsächliche Verhältniß durch prahlerische Phrasen zu vertuschen, in solch feierlichem Momente doppelt lächerlich sein würde. Die neulich im Gelbbuch veröffentlichte Broglie'sche Depesche hatte in der Zeichnung der europäischen Stellung Frankreichs die Farben ohnehin bereits so dick aufgetragen, daß die Gefahr einer komischen Wirkung zum mindesten auf das nichtfranzösische Publikum nahe genug lag. Obendrein hatte grade soeben die Affaire der deutschfeindlichen Hirtenbriefe verschiedener französischer Bischöfe das nationale Hochgefühl empfindlich herabgedrückt. Wie entrüstet immer die republikanischen Blätter sich stellen mögen, daß der Regierung durch die klerikalen Heißsporne in ihren auswärtigen Beziehungen Verlegenheiten bereitet werden, man darf doch überzeugt sein, daß jeder Franzose im Stillen darüber die Faust ballt, daß seine Regierung gegenwärtig nicht im Stande ist, die Beschwerden des Grafen Arnim wegen antideutscher Hekereien mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Die ultramontanen Journale scheuen sich sogar nicht, Jeden des Mangels an Patriotismus zu beschuldigen, der den furibunden Bischöfen einen Zügel anlegen will, und die liberalen Organe sind weit entfernt, die bewußten Hirtenbriefe zu verurtheilen wegen der maßlosen Frechheit, sich in die inneren Zwistigkeiten eines anderen Volkes als kämpfende Partei einzumischen, sondern lediglich wegen der dermaligen militärischen Schwäche Frankreichs. Gerade so widersetzte sich Thiers 1870 der Kriegserklärung, nicht weil er die Ingerenz in die deutschen Dinge an sich für verwerflich hielt, sondern weil ihm der Krieg in jenem Augenblicke nicht opportun schien. Und so wird dieser Zwischenfall der Hirtenbriefe, wenn er sonst keine Folgen hat, zum mindesten das Eine gezeigt haben, daß der alte Chauvinismus gegen Deutschland sämtlichen Factoren der öffentlichen Meinung — und auf diese allein kann es ankommen, nicht auf die politisch todte oder willenlose Masse, von deren Friedseligkeit im Juli 1870 die anti-bonapartistischen Blätter nachträglich so viel zu rühmen wußten — unau-

rottbar in den Gliedern steckt. Jene aufrichtigen Freunde des Friedens, welche darauf rechneten, daß die Alles heilende Zeit und die ruhige Ueberlegung der eigenen Lage in Frankreich allmählig eine Stimmung erzeugen müßte, die ein freundnachbarliches Verhältniß gemeinsamer Arbeit an dem Werke der Menschheitskultur herzustellen erlauben würde, — sie werden ihre Hoffnungen am Beginn des neuen Jahres bedeutend herabstimmen müssen. Auch wenn die nackten Revanchegelüste mehr und mehr zurückgedrängt werden, es bleibt das alte Dogma, daß Frankreich zur Unterstützung jedes gegen die deutsche Einheit gerichteten Bestrebens berufen sei. Die Sicherheit vor einem künftigen Kriege, soweit eine solche überhaupt gewonnen werden kann, wird also deutscherseits wahrlich nicht in dem guten Willen der Franzosen, sondern lediglich in der fortschreitenden Festigung des deutschen Reichs und der Aufrechterhaltung der isolirten Stellung Frankreichs in Europa gesucht werden dürfen.

Die Anstrengungen der französischen Diplomatie, ihr Vaterland von dem bösen Isolirschemel zu befreien, sind allbekannt; nicht minder offenkundig aber ist ihre bisherige Resultatlosigkeit. Wie könnte es anders sein? Um Allianzen zu werben, muß man sich auf eine klare, unzweideutige Politik berufen können. Mit Leichtigkeit hätte Frankreich sich das Herz Italiens zuwenden können; König Victor Emanuel hatte und hat noch heute eine starke Vorliebe für französisches Wesen; eine mächtige Partei im Lande hatte das Bündniß mit Frankreich zum Glaubenssatz erhoben und hält noch heute an demselben fest. Kurz, wie wenig der objectiv urtheilende Zuschauer auch zugeben möge, daß der junge italienische Einheitsstaat von Frankreich jemals wahre Freundschaft zu erwarten habe, er wird sich der Thatsache nicht verschließen können, daß dieser Aberglaube in Italien weit verbreitet ist, und daß eine geschickte auswärtige Politik der französischen Regierung ihn trefflich ausnützen könnte. Nichtsdestoweniger hat das Ministerium Broglie mit seinen klerikalen Velleitäten, mit seiner Unterstützung der bourbonischen Restauration Victor Emanuel fester als je in Deutschlands Arme getrieben. Wohl begriff man nachher den Fehler und wurde vorsichtiger. Aber gerade in den letzten Tagen wieder war es die Affaire des „Drenoque“, welche die Zweideutigkeit der Stellung Frankreichs Italien gegenüber wieder einmal im hellsten Lichte zeigte. Bereits vor Jahresfrist, als ein lebhafter Streit über die Frage geführt wurde, wem die Officiere des „Drenoque“ in Rom den Neujahrsbesuch zu machen hätten, war von der öffentlichen Meinung Italiens und der republikanischen Opposition Frankreichs die Entfernung dieses zum Schutze des Papstes im Hafen von Civitavecchia ankernden französischen Kriegsschiffs verlangt worden. Ausgesprochenermaßen betrachten die französischen Klerikalen den „Drenoque“ als einen Rest, resp. als den Wiederbeginn der römischen

Occupation; begreiflich daher, daß jeder selbstbewußte Italiener die Anwesenheit des Schiffes mindestens als eine Beleidigung auffaßte. Aber der „Drenoque“ blieb liegen, bis sich soeben bei derselben Veranlassung dieselbe Geschichte, wie voriges Jahr, abspielte. Natürlich kam den Franzosen dieser Zwischenfall im gegenwärtigen Augenblicke ganz besonders unangenehm; ließ man doch gerade Herrn Nigra dem Herzog von Decazes die herzlichste Freundschaft Italiens und die vollkommene Grundlosigkeit der Gerüchte über ein italienisch-deutsches Bündniß betheuern. Aber der „Soir“ fand einen Ausweg aus der Verlegenheit: nicht die Italiener haben die Drenoqueaffaire wieder aufgerührt, sondern — der böse Bismarck! Ein schönes Compliment für die Italiener, daß sie sich durch eine Intrigue des deutschen Reichskanzlers so sehr echauffren lassen! Man weiß nicht, soll man mehr die Frechheit oder die Dummheit solcher Lügen bewundern. Merkwürdig nur, daß es in den Augen des „Soir“ nicht auch Bismarck's Werk ist, wenn der „Drenoque“ überhaupt noch in den italienischen Gewässern sich aufhält. Sicherlich würde man auf eine ähnliche Erfindung rechnen dürfen, wenn sich — wie angeführt der römischen Interpellation des klerikalen Du Temple vorauszusehen — die Behauptung des genannten Blattes von der unmittelbar bevorstehenden Zurückberufung des Schiffes von Civitavecchia nicht bestätigt. All' diese Tergiversationen, mit denen man sich selbst und Andere zu betrügen sucht, helfen aber nicht über die sonnenklare Thatsache hinweg, daß die dermalige französische Politik eine solche ist, welcher kein italienischer Staatsmann vertrauen kann.

Auch die unausgesetzten Vertröstungen auf eine Umgestaltung des Cabinets in liberalerem Sinne können Niemanden täuschen. Selbst wenn es dem Ehrgeiz des Herzogs von Audiffret-Pasquier endlich gelänge, sich an die Stelle des Kriegsministers Du Barail zu setzen, selbst wenn in weiterer Consequenz das rechte Centrum, die specifisch orleanistische Partei, das Hest ganz in die Hände bekäme, das Verhältniß zu Rom würde dadurch schwerlich irgendwie geändert werden. Was sonst die innere Politik anlangt, so mag sein, daß das neue Cabinet das Werk der Constituirung der Republik — natürlich nur der siebenjährigen — beschleunigen würde; denn von allen Parteien hat die orleanistische das größte Interesse daran, das gegenwärtige Provisorium zu beseitigen. Die Willkürmaßregeln aber, mit denen die Regierung des Ordre moral zur Zeit die dictatorischen Acte des Kaiserreichs in Schatten stellt, würde auch ein aus lauter Mitgliedern des rechten Centrums bestehendes Ministerium nicht minder entschieden handhaben. In der That, in dieser Richtung eröffnet das neue Jahr die traurigste Perspective. Die Behandlung der Presse ist ohne Beispiel. Die Unterdrückung einer Reihe schweizerischer Blätter mag vorwiegend Rancune gegen die kleine Republik sein, die den Römlingen so

muthig die Thür zu weisen versteht. Aber das Vorgehen gegen die einheimischen oppositionellen Journale, das selbst, wie in Lyon, Organe der gemäßigten republikanischen Anschauung nicht verschont, ist im Grunde nichts Anderes mehr, als die planmäßige Erstückung jeder der herrschenden Ansicht widersprechenden Meinung, d. h. nur eine andere Seite desselben Planes, welcher zur Forderung einer „Modification“ des allgemeinen Stimmrechts geführt hat.

Die Anstrengungen, welche der Dreißigerausschuß seit Monatsfrist zu letzterem Zwecke gemacht hat, sind noch nicht zum Ziele gelangt. An allerlei wunderlichen Vorschlägen war kein Mangel. Belcastel's früher bereits erwähntes doppeltes und dreifaches Wahlrecht der Verheiratheten wurde durch andere Projecte womöglich noch übertrumpft. Aber nach all den langen Discussionen steht bis jetzt höchstens das negative Resultat fest, daß die Beseitigung des Prinzips der Allgemeinheit des Wahlrechts nicht zu erreichen ist; man ist nur darauf bedacht, die Allgemeinheit in der früher bereits angedeuteten Weise der Verlegung des wahlfähigen Alters vom vollendeten 21. auf das vollendete 25. Lebensjahr und durch Verschärfung der Ansässigkeitsbestimmungen möglichst einzuengen. Die Pläne betreffs Einführung des indirecten Wahlverfahrens scheinen wenig Anklang zu finden. — Zur Unterstützung aller dieser Correcturen des suffrage universel ist auf der Rechten der Nationalversammlung die Idee der Beseitigung der Diäten aufgetaucht. Da aber die reichen Fabrikanten und Kaufleute in der Assemblée fast sämmtlich auf der Linken sitzen, so würde damit schwerlich viel gewonnen werden.

Viel Kopfzerbrechens hat sich auch die Mairegesetzcommission noch gemacht; denn nicht alle in ihr gestellten Amendements waren so leicht zu beseitigen, wie dasjenige des Herrn Jean Brunet, welcher verlangte, daß Jeder, der zum Maire ernannt werden solle, vorher schriftlich erkläre, er glaube an Gott und verpflichte sich, die Religion in der Gemeinde zu fördern. Unmittelbar nach dem Wiederzusammentritt der Kammer am 8. Januar wird nun das Mairegesetz zur Berathung gelangen und es wird sich zeigen müssen, ob die Rechte wirklich die Stirn hat, die vor 2 $\frac{1}{2}$ Jahren von ihr so laut geforderte Selbstverwaltung im Fundament zu vernichten. Leider ist keine Aussicht vorhanden, daß sie sich im letzten Augenblick noch bestinnet werde. Sofort wird dann weiter versucht werden, durch ein neues Gemeindevahlgesetz auch diejenigen Gemeindevertretungen zu finden, welche den von der Regierung gesetzten Maires möglichst wenig Widerstand zu leisten versprechen. Auch hier hat man als ein Hauptmittel die Verlegung des wahlfähigen Alters im Auge. Für Paris beabsichtigt man, in dem Gesetze noch einige Extracitizens festzusetzen. So wird z. B. denjenigen Wählern, welche unter 400 Fres. Miethzins zahlen und deshalb zu keiner der vier directen Steuern herangezogen

werden — es sind ihrer 180.000 — die Erfüllung einer solchen Masse der lästigsten Förmlichkeiten angeschlossen, daß sicherlich nicht 100 von ihnen ihren Eintrag in die Wählerlisten bewirken werden.

Die Nationalversammlung hat das alte Jahr mit der leidigen Steuerdebatte geschlossen. Auch der unverwüßlichste Optimismus wäre nicht im Stande gewesen, bei dieser Gelegenheit ein tröstliches Bild von Frankreichs Zukunft zu entwerfen. So flüchtig auch die Redner über den Gegenstand hinweggingen, das Eine ergab sich doch unwiderleglich, daß für künftige Jahre zur Vermeidung des Deficits die Steuerkraft des Landes noch in immer höherem Grade wird angespannt werden müssen. Also noch immer neue Steuern! Und schon jetzt müht man sich ja vergebens, die für den unmittelbar nächsten Bedarf erforderlichen ausfindig zu machen! Denn diejenigen, welche dem Finanzminister soeben bewilligt wurden, werden erst einen Ertrag von 80 Millionen liefern, es bleiben also noch 65 Millionen zu decken. Es ist das nicht die einzige Klippe, welche der Regierung für die nächste Zeit im Wege steht. Das Abkommen, welches sie mit der Kaiserin Eugenie getroffen und nach welchem derselben u. A. das chinesische Museum und die Sammlungen vom Pierrefonds ausgeliefert werden sollen, hat auch in gemäßigten Kreisen viel böses Blut gemacht. Am gefährlichsten aber kann dem Ministerium die Vorlage werden, durch welche die bisher nur provisorischen Grade der Herzöge von Alençon und von Penthièvre zu definitiven erklärt werden sollen. Käme bei dieser Gelegenheit wirklich eine Coalition der legitimistischen Rechten, der Linken und der Bonapartisten zu Stande, so könnte sich leicht das Wort „Kleine Ursachen, große Wirkungen“ aufs neue erwahren. e.

Ein englisches Urtheil über die Competenz des deutschen Reichs gegenüber den Einzelstaaten.

London, d. 5. Januar 1874.

Sie gestatten mir, meine diesjährigen Londoner Correspondenzen zu beginnen durch Mittheilung eines Artikels aus den jüngsten Nummern der *Times*, der für Deutschland vom höchsten Interesse ist, außerdem aber so schneidig und klar die in jüngster Zeit daheim so oft ventilirte Frage der Grenzen der Reichs- und Particularstaatscompetenz erörtert, daß die wörtliche Mittheilung der ganzen Abhandlung Ihren Lesern sicherlich willkommen ist. Der Artikel lautet: